

Finale

O-Ton

«Wir streben mehr danach, Schmerz zu vermeiden, als Freude zu gewinnen.»

Sigmund Freud

Im Stream

Interplanetarisches Machtgerangel

«Dune: Prophecy» So tiefpatriarchalisch die Galaxis auch in mehr als zehntausend Jahren noch ist: Im Verborgenen wirkten hinter allen Herrschern der «Dune»-Welt die schwarz verhüllten Frauen vom Orden der Bene Gesserit. Die brutalistisch-minimalistische Ästhetik der «Dune»-Filme prägt auch die Serie, aber weil man beim Fernsehen stets mit kleineren Geldtöpfen arbeiten muss als das Kino, sieht trotzdem alles weniger spektakulär aus. Was nicht schlimm ist – dafür lässt sich in sechs Stunden eben anders erzählen als auf der grossen Leinwand. So erfährt man vom Krieg gegen «denkende Maschinen», den die Menschen wenige Generationen zuvor führten und seit dessen Ende künstliche Intelligenz streng verboten ist. Man bekommt viel Personal und zwei interessante Hauptfiguren vorgestellt: die Schwestern Valya (Emily Watson) und Tula Harkonnen (Olivia Williams), Töchter des Hauses, das in der Kerngeschichte von «Dune» die düsteren Antagonisten stellt. Die Geschichte von interplanetarischem Machtgerangel und (falschen?) Propheten ist nicht uninteressant, aber leider nicht so neu, wie eine Serie über eine Gemeinschaft von Frauen sein könnte, die versuchen, die Grenzen dessen zu verschieben, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. (SZ)

Auf Sky Show

Tagestipp



Stets unterwegs zu neuen Ufern

Samuel Blaser beim SJO Er war in den Anfängen des Swiss Jazz Orchestra (SJO) als festes Bandmitglied dabei. Jetzt kommt der mittlerweile international gefeierte Posaunist Samuel Blaser für ein Konzert zurück zu seinen Wurzeln. Er hat sich mit seinen eigenen Working Bands einen Namen gemacht und etliche renommierte Preise gewonnen – so zum Beispiel als «Rising Star Trombone» im Critics Poll des Magazins «Downbeat». Seit 2021 ist er ausserdem Posaunendozent an der Hochschule der Künste in Bern. (lex)

Progr Turnhalle, Bern, Mo, 2.12., 20 Uhr

Baustelle

Kann ein Projekt schlecht sein, mit dem gleich drei Ziele erreicht werden?

Baustelle Kunstmuseum Braucht Bern ein neues Kunstmuseum? Der Kolumnist wirft einen Blick in die Geschichte und urteilt über das Siegerprojekt «Eiger».

Jürg Schweizer

Das erste eigentliche Kunstmuseum der Schweiz entstand in den Jahren 1875–78 in Bern, es ist der bestehende Altbau. Das markante Gebäude heisst «Stettlerbau», benannt nach seinem Architekten Eugen Stettler (1840–1913). Dieser schloss 1863 seine Studien in Paris an der École des Beaux-Arts ab und arbeitete danach bei Charles Garnier am Bau der Opéra de Paris. 1866 trat er eine Italienreise an.

Dieser Werdegang Stettlers spiegelt sich in seinem Hauptwerk: Im Stettlerbau finden sich doch, zu einem überzeugenden Ganzen verwoben, Anregungen von Renaissancepalästen und im Piano nobile Zitate aus der Hauptfassade der Opéra.

Schon um 1900 erwies sich das Haus als zu klein. Stettler entwarf Erweiterungsbauten, einerseits zwei den Kernbau beidseits symmetrisch ergänzende Flügel, andererseits einen zweiten frei stehenden Trakt, mit dem Altbau bloss durch eine Loggia verbunden. Für Stettler war klar: Das bestehende Hauptgebäude ist ein Solitärbau, an den man gar nicht anbauen kann, es sei denn symmetrisch. Ausgeführt wurde nichts. Nach verschiedenen Studien und jahrelanger Diskussion begann der von Karl Indermühle entworfene Bau des Erweiterungstrakts 1932 in Formen der gemässigten Moderne. Man schloss den Neubau teil in gleicher Tiefe direkt an die Ostflanke des Altbaus an.

Der mit der Ausführung betraute Otto Rudolf Salvisberg verzichtete zudem auf jede



Der Neubau besitzt eine elementare Klarheit im Äusseren wie im Inneren: Modell mit dem Erweiterungsbau Kunstmuseum Bern. Foto: Adrian Moser

Wandgliederung des Neubaus, einzig das grosse Sgraffito von Cuno Amiet milderte die zelebrierte Kahlheit. Der Grund für diese Bauweise war die geschwundene Achtung vor den Leistungen des Historismus, vor dem ausdrucksstarken Altbau, der mit dem Anbau seine dominante Situation einbüsste.

Schon in den späten 1940er-Jahren begann eine lange Phase unterschiedlicher Studien, die den unhaltbaren Zustand mit der Platznot einer Lösung zuführen wollten. Dabei schlug man vor, den Neubaustrakt oder den Altbau

oder beide zu ersetzen. Zelführend war schliesslich eine Parallelprojektierung, die 1976 zugunsten eines Entwurfs des Architekturbüros Atelier 5 entschieden wurde.

Der 1983 eröffnete Bau war eine innovative «Museumsmaschine», was die Tageslichtführung auf die Wände betrifft, ein technisches Novum im Museumsbau. Bereits kurze Zeit später tauchten indes bauphysikalische Probleme auf, die mehrere Sanierungen zur Folge hatten. Zudem musste aus konservatorischen Gründen der Lichteinfall von Hand gedämpft werden.

Da die alten Tragmauern möglichst beibehalten wurden, war man zum Stahlbau und zu Lastabtragungen genötigt, die in letzter Zeit auch zu Sofortmassnahmen zwangen. Auffallend ist die «aseptische» Architektur im Inneren, ein Versuch, nur das Kunstwerk ins Zentrum zu rücken, nicht das Gebäude. Die Zurückhaltung des Projekts äussert sich ebenso in der Schonung des Stettlerbaus.

Voraussetzung für ein neues Kunstmuseum ist es, den Bau von Karl Indermühle und Atelier 5 zu opfern. Ist das vertretbar? Seine unumgängliche technische Sanierung

würde bedeuten, dass tiefgreifende Baumassnahmen den zusammengesetzten und im aareseitigen Teil für ganz andere Zwecke strukturierten Bau erfassen müssten.

Zudem erfordern neue Nutzungsformen grössere Flexibilität. Zum zweiten Mal wäre in den Bau umfassend einzugreifen. Und: Zum dritten Mal würde man den Solitär des Stettlerbaus beeinträchtigen.

Seine Freistellung und damit die Rückgewinnung eines hervorragenden Baudenkmals von nationaler Bedeutung ist ein wesentliches Ziel des aus dem Wettbewerb von 2024 siegreich hervorgegangenen Projekts «Eiger» von Schmidlin Architekten.

Seine Qualität liegt aber nicht nur in der überzeugenden Disposition der drei Bauten Stettler, Neubau und Hodlerstrasse 6 mit dem Bistro sowie der Schaffung des Museumsplatzes, der eine ganz wesentliche städtebauliche Aufwertung der bislang abweisenden Hodlerstrasse darstellt. Vielmehr eignet dem gut proportionierten Museumsneubau eine elementare Klarheit im Äusseren wie im Inneren. Zur gezielten Integration in die Umgebung gehört die neue Aareterrasse. Kurzum: Mit «Eiger» gewinnen wir nicht nur ein funktionstüchtiges Kunstmuseum und den wiederhergestellten «Stettler», sondern auch eine Aufwertung des nördlichen Stadtrandes.

Jürg Schweizer ist Kunsthistoriker und lebt in Bern. Von 1990 bis 2009 war er Denkmalpfleger des Kantons Bern. Er ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnenteams.

Sylvester Stallone hat keinen Bock auf Gegenwart

«Tulsa King» Der Actionstar spielt in der zweiten Staffel wieder den alten raubeinigen Mafioso.

Dwight Manfredi, der Tulsa King, ist wieder da, und mit ihm Sylvester Stallone. Wer mit dem Gesamtwerk von Stallone vertraut ist, weiss, dass man in Alarmbereitschaft sein muss, wenn dieser versucht, seine Erfolge fortzusetzen. Da reicht die Bandbreite von katastrophalen Ausfällen («Rocky V», «Rambo III», «The Expendables» 2, 3 und 4) bis zu Wiedersehenspartys mit grossem Nostalgie-Wert («Rocky Balboa», «Creed», «Rambo IV»). Die zweite Staffel von «Tulsa King» reiht sich irgendwo dazwischen ein.

Schön für die Fans, aber wer kein Stallone- oder Manfredi-Fan ist, muss die erste Staffel nicht extra nachholen. Oder schaut vielleicht nur diese an.

Der Gag war vor zwei Jahren schon ziemlich gut, einen alten Mafia-Gangster nach 25 Jahren im Knast in die amerikanische Provinz zu schicken, wo er mit seiner schillernden Garderobe, seinen

Sprüchen aus den 1980er-Jahren und seiner Raubeinigkeit überall aneckt, dabei aber mit einem im Grunde doch grossen Herzen neue Freunde findet. Die vertrauten Gestalten bleiben in der zweiten Staffel grösstenteils erhalten.

Da man aber selten zweimal über den gleichen Witz lacht, wurde in der zweiten Staffel die Prämisse geändert. Manfredi ist also nicht mehr der Neuankömmling aus einer vergangenen Zeit, sondern der etablierte König von Tulsa. Seine Geschäfte mit Cannabis und Glücksspiel laufen gut, aber er will keine Abgaben an die alte Gang in New York zahlen, die ihn entsandt hat. Auch den zuständigen Capos in Kansas City will er nichts vom Kuchen abgeben, genauso wenig wie dem ortsansässigen Cannabis-Grosshändler. Das führt, man kennt das aus Dutzenden Mafia-Epen, zu Streit, Verschwörungen, Lügen und Blutvergiessen.

Der dramatische Teil der Serie wird also stärker betont, was leider kein Gewinn ist. Der machiavellistische Plan, mit dem Manfredi die Territorialkämpfe mit der New Yorker Gang und gleich drei neuen Mitspielern ausficht, ist mit sehr dünnem Faden gestrickt. Auf Machiavelli kommt man dabei eigentlich nur, weil Manfredi diesen zitiert.

Der alte Mafioso hat viel gelesen in seinen 25 Jahren im Knast, hängen geblieben ist aber vor allem, dass Gewalt auf jeden Fall eine Lösung ist. Dass die Prügeleien in «Tulsa King» sich dann rein choreografisch eher auf dem Niveau alter Fernsehserien wie «Trio mit vier Fäusten» oder «Ein Colt für alle Fälle» abspielen, ist eine weitere Schwäche, wenn auch vielleicht folgerichtig.

Die Serie wendet sich an diejenigen, die mit Stallone als Actionheld aufgewachsen sind, also

ein Publikum von 50 Jahren aufwärts. Stallone selbst ist mittlerweile 78 Jahre alt und verdankt den späten Karriereschub der Erkenntnis, dass viele Fans gemeinsam mit ihm alt werden.

Manfredis Sprüche sind schlau, teilweise reaktionär

Da ist ein bisschen Fernsehen alter Schule okay, dabei kann man sich genüsslich über die jungen, woken Schneeflockchen amüsieren, die sich kaum noch selbst verteidigen können, vor lauter Konfliktlösungsschulung. Und eine Serie wie «Tulsa King» sowieso nicht schauen würden, weil sie sich lieber das Gehirn mit Tiktok frittieren. Diese Art von Humor hat schon in der ersten Staffel funktioniert.

Wie lustig man das im Einzelfall findet, hängt wohl davon ab, wie sehr man den alten Zeiten hinterhertrauert. Manfredis Sprüche sind schlau, lustig, teil-

weise reaktionär, manchmal alles gleichzeitig.

Wenn der alte Mafioso beispielsweise seinen Enkeln erklärt, wie man eine harte Rechte schlägt, wie man die Kraft aus den Beinen holen soll, damit es ordentlich wehtut. «Himmel, was bringst du ihnen bei?», fragt seine Tochter. «Ich bringe ihnen bei, wie man sein Taschengeld behält.» Die Enkel aber sollen – immerhin schreiben wir das Jahr 2024 – auf eine Schule gehen, auf der Gewalt nicht geduldet wird, «ich will ihnen Konfliktlösung beibringen», sagt die Tochter. «Nichts löst einen Konflikt besser als ein schöner Schlag auf die Zwölf», erklärt Manfredi. Manchmal lacht man beim «Tulsa King» auch gegen die eigene Überzeugung.

David Pfeifer

«Tulsa King» läuft auf Paramount+.